



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus altrömischer Zeit.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ganze Vorrath in Cours gesetzt ist, führte derselbe Abgeordnete wiederum aus. Der Abgeordnete Bamberger wollte diese Gefahr zwar nicht in demselben Maße anerkennen, aber er wollte doch auch die neuen Goldmünzen solange nicht reichlich in Cours gesetzt sehen, als das Papiergeld noch circulirt. Er verlangte, daß die Reichsregierung vor dem Eintritt in die zweite Berathung des Münzgesetzes die bestimmte Erklärung abgebe, daß sie in der nächsten Session ein Bankgesetz vorlegen wolle. Wir glauben, daß diesen Wunsch Jeder theilen muß, der die Tragweite der vorliegenden Angelegenheit ermißt.

C—r.

### Aus altrömischer Zeit.

Seit Otto Jahn sein klares Auge geschlossen hat, ist keiner der Jüngeren zu jener freien Höhe emporgestiegen, auf welcher er gestanden, wenn er, in scheinbar leichtem mühelosem Geplauder und dennoch mit kunstvollster Anordnung seines Stoffes und in der fesselndsten Darstellung die tiefsten Forschungen deutscher Gelehrsamkeit seinen Volks- Kultur- und Sittenbildern aus der antiken Welt zu Grunde legte.

Der Nachstrebenden sind wenige. Daß sie den Meister nicht erreicht haben, rechnen wir ihnen nicht zum Vorwurf. Es gehörte zu Jahn's Leistungen die eigenartige Vielseitigkeit seines Wesens, welches den Pulsschlag unsrer Tage mächtig in sich pochen fühlte, während sein geistiger Blick, mit der Leuchte deutscher Wissenschaft ausgerüstet, in das Dunkel vergangener Jahrtausende versenkt war, und überall Licht und Leben hervorrief, wohin er traf.

Schon zu Lebzeiten Jahn's gab Theodor Simons ein Werkchen heraus, unter dem Titel „Aus altrömischer Zeit.“ Es enthielt eine Reihe römischer Sitten- und Kulturstudien aus den letzten Tagen der Republik und dem ersten Jahrhundert des Kaiserreichs, die mit Recht gern und viel gelesen wurden. Ein Gladiatorenkampf zu Pompeji 79 nach Chr., die Wagenrennen zu Rom 10 nach Chr., ein Gastmahl des Lucullus u. A. bildeten die Hauptnummern des Buches. Der Verfasser war, wie Jahn von einem neuen Standpunkt aus an seine Aufgabe herangetreten. Er hatte die Toga emancipirt vom Kothurn, er hatte die Antike befreit von dem Dogma der Langweile, in dessen Bann sie solange schmachtete, nicht ohne eigene Schuld manches ihrer ehrwürdigen Hohenpriester, der in ehrlichster Absicht des abschreckendem Langweiligen die Fülle über die alte Welt zu Tage gefördert hatte. Simons hatte dagegen zum ersten Male die — im besten Sinne — feuilletonistische Behandlung an-

Grenzboten II, 1873.

5

tiker Stoffe an Stelle des lehrhaften Auffasses, und — wenn man etwa ein Menschenalter zurückgreift — an Stelle der lateinischen Dissertation gesetzt. Der Kritik der Kunst war in den Noten und Citaten am Schlusse jedes Abschnittes ihr Feld angewiesen.

Wir sind weit entfernt, diese Art der Behandlung als mustergültige hinzustellen. Es läßt sich lebhaft über die Berechtigung streiten, einen Stoff, der nur mit äußerstem Scharfsinn und gelehrter Belesenheit beherrscht werden kann, in demselben Ton zu behandeln, wie das neueste Wettrennen oder die jüngste Theatervorstellung oder Hofcour. Aber andererseits ist diese Behandlungsweise — vorausgesetzt, daß jene gelehrte Grundlage vorhanden ist, keineswegs a priori zu verwerfen. Woher kommt es denn, daß nicht nur die breiten Massen unsrer Zeitgenossen, sondern auch Gelehrte und Literaturhistoriker, die sich mit Vorliebe ideal und modern nennen, die wunderbare Ideenfülle, Hoheit und Wirkungskraft der Antike in die Kumpelkammer verweisen? Uns scheint der Grund, abgesehen von einem nicht zu unterschätzenden Brodneid der Herren Modernen vor der unsterblichen Concurrenzfähigkeit der Alten, hauptsächlich eben in der Thatsache zu liegen, daß so wenige den Schlüssel gefunden haben, der die Herrlichkeit der antiken Welt den Augen, Sinnen und Interessen unserer Zeit erschließt. In dieser Absicht war die Behandlungsweise antiker Stoffe, welche Theodor Simons wählte, eine wohl berechtigte.

Aber daß er in seinem obenangeführten, 1868 erschienenen Buche in der Feuilletonmanier zu viel gethan, wird heute Niemand weniger in Abrede stellen, als er selbst. Simons hat für den Ernst seiner Kritik gegen die eigene frühere Leistung kein besseres Zeugniß ablegen können, als in der Uebersetzung seines Werkes, die jetzt in erster Lieferung in einer illustrierten Prachtausgabe bei den Nachfolgern seines früheren Verlegers erschienen ist. \*) Es lassen sich allerdings auch jetzt noch Stellen hervorheben, in denen nach unserer Ansicht in dem Haschen nach blendendem und keineswegs wohlthätigem Effect zuviel gethan ist. Aber höchst achtbar bleibt unter allen Umständen das Maß von Selbstkritik, welches bei der Uebersetzung des früheren Werkes zum Vortheil des neuen geübt worden ist. Zahlreiche Schauereffekte, welche gerade in den Tagen des Niedergangs der römischen Welt die Vermischung von überfeiner Genußsucht und barbarischer Brutalität, z. B. bei den Thier- und Menschenkämpfen und den Wettrennen aufdrängen mag, und welche die frühere Arbeit Simons' rücksichtslos vorführte, sind jetzt vermieden. Doch wird der Verfasser bei einer künftigen Auflage noch ein gut Theil weiter gehen dürfen. Niemand verlangt, daß ein blasser römischer Zauberer, den der Tod antritt,

\*) Aus altrömischer Zeit. Culturbilder von Theodor Simons. Mit Illustrationen von Alexander Wagner. Pracht-Ausgabe, 1. Lieferung. Berlin, Gebr. Pötel.

während ganz Pompeji den Thierheken und dem Gladiatorenkampfe des Aedilen zufließt, auf seinem Sterbebette durch die Vision Christi am Kreuze verfürzt werde. Ebensonienig wird dem Leser das stereotype Ueberbordfliegen von Müttern mit Säuglingen von den höchsten Galerien während der Circusess, oder gar das Einbrechen und Zerschmettern von Tausenden von Zuschauern während der Rennen zur Charakteristik der Situation nothwendig erscheinen. Und außerdem dürfen wir wohl hoffen, daß der plumpe Maskenscherz, den in der früheren Ausgabe die Gattin des Lucullus ihrem Gatten gegenüber, in der Rolle der Sybille von Cumä aufführt, um ihn mit dem nöthigen Prophetenglauben an die eigene politische Action zu erfüllen, ebenso in Wegfall kommt, wie die völlige Berauschung der vornehmsten Optimaten Roms durch Lucullus, angeblich zu dem Zwecke, um dem Streber den Feldzug gegen Mithridates zu sichern, in Wahrheit um vor dem Leser die eingehende Schilderung der Hochgenüsse der Lucullischen Tafel mit Tanz und Gesang zu rechtfertigen.

Trotz alledem aber sind die Kulturbilder Theodor Simons' „Aus alt-römischer Zeit“ von einer bedeutenden Wirkungsfähigkeit. Sie ruhen auf dem Fundament gelehrter Forschung — kaum die neueste wird übersehen sein. Und mit wahrhaft poetischer Intuition und großem Darstellungstalent werden uns alle diese Bilder vorgeführt. Wir folgen im Nachstehenden einer der Schilderungen, welche das erste Heft der Prachtausgabe enthält, die in jeder Hinsicht diesen Namen verdient, und namentlich mit ebenso kunstvollen als sachverständigen Zeichnungen Alexander Wagners geziert ist. Auf die folgenden Lieferungen, welche eine Reihe neuer Arbeiten Theodor Simons' enthalten sollen, behalten wir uns vor zurückzukommen.

Die erste Abhandlung der Prachtausgabe trägt das Motto: „Ave Caesar! morituri te salutant,“ ein Gladiatorenkampf und eine Thierheke in der Arena zu Pompeji (79 n. Chr.) wird geschildert. „Wenn es die Witterung erlaubt, wird die Gladiatoren-Bande des Aedilen Suetius Certus am 30. Jult in der Arena zu Pompeji einen Gladiatorenkampf aufführen. Auch sollen Thiere gehekt werden. Der Zuschauerraum ist gedeckt und wird bespritzt.“ So lautete die Anzeige, die viele Tausende aus allen Gauen des Reichs nach Pompeji lockte und die heute noch an den Wänden der versunkenen Stadt entdeckt worden ist. Die wenigen Wirthshäuser der Stadt sind überfüllt. Hunderte übernachten im Freien unter der großen Treppe des Forums, in den Markthallen und Prosthylen der Tempel, in ihren Karren, obwohl der Regen in Strömen vom Himmel gießt. Aber am Frühmorgen hellt sich das Wetter. Jupiter ist gnädig. Mehr und mehr verödet die Stadt. Wie brausende Gebirgswässer dem vereinigenden Meere entgegen, so strömt die Menschenfluth von allen Seiten der Arena zu. Patrizier in Sänften, Frauen in Leittken, Jüng-

linge zu Pferde, Herren, Sklaven, Greise Kinder, Reiche, Arme, selbst Kranke und Krüppel mischen sich unter die ostwärts drängende tobende Bevölkerung. Kein Sklave ist zu Hause geblieben. Einsam endet Holkonius, „der Seher“ auf seinem Siechbette. Unbemerkt stürzt Calp der Dieb aus seinem Gefängniß in den Hof, und trotz der schweren Wunden, die ihm der Schweifshund des Hofes reißt, schleppt auch er sich nach der Arena.

Von Staunen erfaßt, schweift hier der Blick über den weiten Plan unten in der Tiefe, auf welchem der Kampf stattfinden soll, steigt dann an den zahlreichen Sitzstufen empor, eingenommen von Tausenden und abermals Tausenden, und verfolgt die sanften Schwingungen des über den Raum gespannten, angenehme Kühlung erzeugenden Zeltbaches mit seinen Masten, Wimpeln und Schleifen, ruht auch mit Entzücken auf den Gruppen weißgekleideter schöner Frauen, jugendfrischer Mädchen. Flammende Dreifüße, genährt mit Arabiens Wohlgerüchen, durch Rosenguirlanden aneinandergesetzt, zieren Pfeiler und Säulen; Trophäen blinkender Rüstungen und Waffen die Portale. Teppiche aus Syrakus hängen in verschwenderischer Faltenfülle über Lehnen und Brüstungen herab und tauchen ihre Franzen in Wasserbecken, welche riesige Löwenmäuler speien. Drunten deckt den elliptischen Kampfsplatz sorgfältig geglätteter Sand, der die Blutströme von Menschen und Thieren auffaugen soll, die der Aedile den Manen seines verstorbenen Vaters heute opfern wird. Zu oberst auf den Galerien die arbeitenden Klassen, Kopf an Kopf, auch Landleute, Hausklaven, Soldaten, Köche, Diener. Mit Spottreden wird jeder Neueintretende empfangen, Gelächter und Gebrüll begleitet jeden Zwischenfall. Einige Stufen abwärts verräth Gewandung, Sprache und Gewandung den Mittelstand. Hier sitzt Atimetus der berühmte Silberschmied, dessen Sohn Mucius in Rom die Ersparnisse des greisen Vaters verpraßt, hier die feilen Bewohnerinnen des kleinen Häuschens am Ochsenkamp. Dort Abigail, die schöne reiche Jüdin aus Herkulanum, verachtet von dem stolzen Blute der Römerinnen; und so, je tiefer wir schreiten, immer feinere Gesellschaft auf den Sitzen. In den Bogen der reichen Patrizier und der Ritterschaft funkelt es von Gold, Seide und Purpur. Die Familien der Scauri, Albini, Plinii, der Diomedes, Certi, Fabii und Rufi glänzen durch die verschwenderische Pracht ihres Auftretens. Alle aber überstrahlt an Schönheit die reichste Erbin Pompeji's Julia Felix, des Spurius Tochter. Ihr Busen wogt, ihr Auge glüht, schnell geht ihr Athem — denn ihr schwarzer Stier, den sie in Capua auf den Gehöften ihres Vaters groß ziehen ließ, soll bei der heutigen Heze mit dem Panther des Faustulus kämpfen.

Endlich naht der Festgeber, der Aedile Certus, in Begleitung seines siebenzehnjährigen schwindstüchtigen Sohnes, umgeben von den Großwürdenträgern der Stadt in festlichem Aufzuge und nimmt seinen Weg nach der großen

städtischen Loge, über Teppiche und Rosenblätter. Die Priester vollziehen unter der Verwünschung der ungeduldigen oberen Galerien ihre Opfer, und finden selbstverständlich günstige Zeichen.

Da endlich knarren die großen Gitter der Arena. Corax, der Bogt, eröffnet einen Zug von 25 Gladiatorenpaaren als Einzelkämpfern, ebensovielen Massenkämpfern, dann von Reitern. Im Takt eines Kriegsmarsches umziehen sie stolzen Schrittes der Arena Umfang. Die zweite Folge bilden die Myrmillonen, mit dem Fische als Helmzeichen, die Netzworfer mit dem Dreizack, die Scutoren mit gekrümmten Dolchen, die Parmaten, mit dem großen Schwerte bewaffnet. Die dritte Gruppe sind die unseligen Bestiarii, zum Tode verurtheilte und zur Thierheze begnadigte Verbrecher, nackt, nur mit Haken und leichten Speißen bewaffnet, bewacht, gemieden von den stolzen Gladiatoren, beschimpft vom Volke. „Heil Dir, Certus, die zum Tode Gehenden begrüßen Dich!“ ruft die Reihe, die jeweilig an der großen Loge vorüberzieht. Die Trompeten schmettern, die Kämpfer ordnen sich; die Gegner, vom Lanista geführt, stellen sich vor. Die berühmtesten Fechter ehren Zurufe des Publikums. Der Kampf beginnt.

Mit des Tigers Behendigkeit, mit dem Muthes des Löwen stürzen die Fechter mit gezücktem Schwerte aufeinander los, mit dem vorgehaltenen Schilde sich deckend, die Blößen der Gegner suchend und benutzend. Der Parmate Raix, aus der Schule von Ravenna, und dreißigmaliger Sieger, hat schweren Stand gegen Behrix aus Arelas in Gallien, der mit Macht und Geschicklichkeit seine Streiche führt. Lange wogt der Kampf unentschieden hin und her. Nun faßt er seine Riesenstärke zu einem Hiebe zusammen, gewaltig genug, einen Stier zu Boden zu schmettern. Da streckt Raix rasch seinen Schild vor und an diesem springt die Waffe des Gegners in Stücke. Im nächsten Augenblick sitzt dem Gallier das kurze Schwert des Ravennesen bis an's Hest in der Seite. Beim Anblick des ersten Blutes steigert sich das Gebrüll und Beifallsrufen der Menge bis zur Raserei. Der arme Ueberwundene hat weder Zeit noch Kraft durch gestreckten Daumen von der Menge Gnade zu erflehen. „Blut, Blut!“ lautet der Zuruf von allen Seiten und ein zweiter Stich hat ihm rasch die Kehle durchschnitten. Den noch zuckenden Körper schleifen die Schergen an einem in die Brust eingesenkten Haken zur Todtenkammer. Frischer Lorbeer umkränzt Raix' freche Gladiatorenstirn.

Mit derselben Drahtik schildert Simons nun den Kampf des sechzigfachen Siegers Crochus von Ravenna gegen Araxes, den „Bär von Capua“. Auch hier siegt die Kunst der hohen Schule der Gladiatoren über die elementare Naturkraft des Hünen. Dann folgt ein Reiterkampf zwischen dem Sicilianer Hoplomachus und dem Römer Trex. Um Spangen, Ketten, Gürtelbänder, Nadeln und Perlschnüre wetten die Damen für Hoplomachus, für Trex, bis

dieser mit gespaltenem Haupte nach hartem Kampfe in den Staub sinkt. Da kreischen die Frauen, winken mit Tüchern und werfen Münzen, Spangen, Blumen und Schleifen dem stolzen Hoplomachus zu, während in einer Ecke oben ein junges römisches Mädchen kauert und um den todten Buhlen weint, den die Schergen jetzt im Sande nach dem Todtenpförtchen schleppen. Unendlicher Jubel erfüllt den weiten Raum. Und immer neue Kampfschaaren beginnen ihre blutige Arbeit. Samniten gegen Parmaten, Neßwerfer gegen Myrmillonen, Secutores gegen Neßwerfer, so wechseln die Bilder, die mit Tod und Verwundung so vieler jugendlicher Kämpfer enden. Haufen der Unglücklichen bedecken den Boden. Aber immer wilder, ohne Barmherzigkeit erscheinen die zügellosen Zuschauer. Auf den Bänken stehend, die Gefallenen verwünschend, die Ueberlebenden vergötternd, spotten sie aller Menschlichkeit. Ueberfüllt von Leichen ist die Todtenkammer, an ihrem Eingang stockt der Zug der schleifenden Schergen. Müde, von Wunden fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, schreiten die Sieger langsam in feierlichem Umzug, unter Anführung der schmetternden Trompeter durch das große Thor ab, dem Verhandplatz zu. Schmerz verzerrt ihre Züge, doch kein Stöhnen, kein Klagelaut entfährt den festgeschlossenen Lippen. Sie spotten jeder Qual und beneiden sich gegenseitig um die Größe und Anzahl der empfangenen Wunden.

Die Pause zwischen Kampf und Heze ist eingetreten. Die Plebs strömt durch die Vomitorien und Gänge nach den Schenken und unzähligen Verkaufshuden. Die Spuren des stattgehabten Kampfes in der Arena werden verwischt. Die Sonne hat sich tiefer gesenkt, vom nahen Meer weht kühlende Luft. Backwerk, Süßigkeiten, in Schnee gekühlte Getränke, Früchte, süße Weine spendet der Festgeber in den Logen der Vornehmen. In lebhafter freudiger Stimmung tauschen die Damen Besuche oder empfangen die Huldigungen der Männerwelt. Endlich sammeln zwei Trompetenstöße wieder das ganze Volk im Circus. Und als zum dritten Mal das Zeichen gegeben wird, beginnt die wilde Jagd.

Wir übergehen die abschreckenden Schilderungen, wie ausgehungerte Mollosser Doggen ein Rudel flüchtiger Gazellen niederreißen, oder wie Lea, die numidische Löwin, zweifach ins Herz getroffen ihr Leben aushaucht bei ihren vier blinden Jungen, die sie vergangene Nacht geworfen. Solche Scenen dienen dem Dichter, die barbarische Grausamkeit und das blutdürstige Raffinement des feinen Rom als Gegenbild zu zeigen. Denn immer höher schwillt das Entzücken, die Wettlust der Zuschauer bei solchen Scenen. Für unsern Geschmack ist etwas zuviel der abstoßendsten Quälerei hier angesammelt. Mit besonderer Lebendigkeit ist der Kampf des Stiers der Julia Felix mit dem Panther des Faustulus geschildert. Der Stier, von zwei Männern geführt und kaum bewältigt, bricht sich Bahn. Die Augen sind durch ein

weißes Tuch geblendet. Den Leib ziert der feingewebte Gürtel, den Nasenknorpel der goldene Keil. „Briarëus, der Stier der Julia, er sei willkommen, gegrüßt!“ ruft das Volk. Mit dumpfen Gebrüll erwiedert der junge Büffel den Zuruf, schüttelt das stolze Haupt und schlägt mit dem Schweife. Ein Ruck, und seine Binde fällt, die Führer fliehen schnell. Der Stier, sich schüttelnd, mustert seine Umgebung. Noch ist er alleiniger Herr des Kampfplatzes, jedoch nicht lange. Dem Zwinger unter der Loge der Vestalinnen ent schlüpft, erst schleichend, dann in behenden Sprüngen, der schlanke Panther des Faustulus. Kaum hat er seinen in der Mitte der Arena fast unbeweglich stehenden gehörnten Feind bemerkt, kauert er nieder, reckt und krümmt den Rücken nach Katzenart, rollt die glühenden Augen, steht vorsichtig auf, und umzieht den Stier in immer engeren Kreisen. Briarëus folgt jedoch jeden seiner Bewegungen mit gesenktem Horne. Seine Herrin Julia ist blaß, erfaßt krampfhaft den Arm ihrer Sklavin und entreißt ihr das Riechfläschchen. Ein kurzes Gebrüll, ein Angstruf: „der Panther springt!“ wird laut. Da durchmiszt in einem schönen Bogen der Panther plötzlich den Abstand, der ihn vom Gegner trennt. Doch der Stier empfängt den Sohn der Wüste im Fluge auf seinen Hörnern und schleudert ihn mit einem kräftigen Rucke seines Riesennackens hoch auf. Der Panther stößt überschlagend, fällt betäubt und gebrochen auf den Sand, gleich einer Masse zurück, stöhnt, wälzt sich auf dem Rücken und peitscht den Staub mit seinem Schweife, flüchtet dann, um den Kampf von neuem zu beginnen. Die Zuschauer athmen kaum vor Spannung. Bis an die Umfassungsmauer verfolgt der Stier seinen Feind. Hier streckt ihm dieser, auf dem Rücken sich werfend, die vier gewaltigen Taten entgegen. Doch kurz entschlossen senkt der Stier ihm das linke Horn in das Getöse und wühlt und bohrt, bis der Panther auf dem Platze verendet. Tausende von Schleifen fliegen ihm zu. Die Zuschauer springen auf, drücken sich die Hände; Julia Felix empfängt in ihrer Loge die Huldigung von ganz Pompeji.

So drängt sich Heze an Heze, und obwohl die Sonne schon tief steht, noch lange ist die bis zur Raserei aufgeregte blutdürstige Menge nicht des Schauens satt. Da schlägt plötzlich dumpfes Getöse, gewaltig wie das Zusammenbrechen großer Felsmassen und aus der Tiefe der Erde kommend, an das Ohr der tobenden Pompejaner, es zittern einen Augenblick, Steine und Pfeiler des Gebäudes und still und ruhig ist dann Alles wieder, wie vorher. „Die Donner des zürnenden Zeus!“ „Zeus zürnt! Auf zu den Tempeln!“ schreien die feigen stehenden Menschen und fort aus dem Amphitheater nach den Altären strömt Jung und Alt, um den grollenden Gott zu versöhnen. Nun sind die Bänke leer. Auf den obersten Stufen liegt ausgestreckt und

toht: Calx, der entsprungene Dieb, der seinen Wunden während des Spiels erlag.

Nun ist auch die Sonne gesunken. Grabesstille deckt das Amphitheater. Ueber die verlassenen Stufen schleicht vorsichtig der dem Leichengeruche nachgehende Schakal. Pompeji ist ruhig geworden. Leichte Rauchwolken von einzelnen Blitzen durchzuckt, kräuselt der Vesuv zum tiefblauen Firmamente und growlt finster. In seinem Innern kocht und quirlt ungeahnt die feuerige Speise, bald bis zum Krater sich hebend, dann wieder zur Tiefe hinabsinkend, denn die Saat ist noch nicht zum Schnitte reif. Aber bald wird kommen der Tag des Jornes, wo das stolze Pompeji dahin sinkt mit all seiner Unzucht und Schande, mit all seinem Frevel, vernichtet und vergessen auf ewige Zeiten.

Auch aus dieser sehr gekürzten Wiedergabe der Simons'schen Schilderung wird der Leser sich ein Bild machen können von der anschaulichen und beweglichen Darstellungsweise des Verfassers, und das Bedürfnis empfinden, das Original selbst zu lesen.

---

### Kleine Besprechungen.

„Ueber den Einfluß der Feuerwaffen auf die Taktik, ist ein kleines Schriftchen „von einem höheren Offizier“ betitelt, das in diesen Tagen bei G. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienen ist. Die historisch-kritischen Untersuchungen dieser Schrift über die in derselben behandelten Frage beginnen mit der Zeit, in denen zuerst Feuerwaffen im Felde verwendet wurden und verfolgen den Einfluß ihrer Verwendung auf die Taktik bis auf den jüngsten Krieg gegen Frankreich. Das Werk bietet die interessantesten historischen wie militairischen Aufschlüsse. Es ist eine Arbeit von fast zwanzig Jahren, und inhaltlich wie in der Form so gediegen wie alle Fachschriften dieses Verlags. Auf die wesentlichsten Ergebnisse der bedeutenden Schrift kommen wir nächstens zurück. B.

---

Mit **Nr. 14** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** des In- und Auslandes zu beziehen ist.

**Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, März 1873.

**Die Verlagsbandlung.**

---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. V. Herbig. — Druck von Gützel & Wegler in Leipzig.